

(Nachdruck verboten.)

33] Am häuslichen Herd.

Roman von Swan Franks.

(Schluß.)

Der Hauptmann saß mit gesenktem Kopfe in tiefes trübes Sinnen verloren. Die Worte seiner Frau machten einen niederdrückenden Eindruck auf ihn. Sie weckten nicht seine Theilnahme, machten sein Herz nicht aufthauen, sie empörten ihn sogar, indem sie jene Brutalität bloßlegten, die in der Tiefe einer jeden Menschenbrust in größerer oder geringerer Menge vorhanden ist, die aber jeder sorgfältig sogar vor sich selber verbirgt, und zu deren Bemäntelung das Menschengeschlecht eine Menge anständiger und wohlklingender Worte erfindet.

Die rücksichtslose, ruhige Bloßlegung dieser niedrigen Handlungen und ihrer schmutzigen Motive in dem Munde seiner Frau war für ihn etwas so Ungeheuerliches, so Furchtbare, schmerzte ihn wie frisch geschlagene Wunden. Und doch, indem er Einsicht bekam in ihre Lage, begann er sie besser zu verstehen und mit weniger Strenge zu beurtheilen.

„Soll ich Dir noch von der anderen Geschichte mit dem Mädchenhandel erzählen?“ fuhr Angela fort. „Nachdem ich einmal die Achtung vor den Menschen verloren, mit menschlichen Gefühlen und Illusionen zu spielen und sie als Ausbeutungsmaterial zu betrachten gelernt hatte, ging ich auf diesem Wege weiter. Thun etwa tausende von Menschen nicht dasselbe, wenn auch in anderer Form? Wie oft habe ich zugehört, wie dort in jener Trast arme Weiber, Tagelöhnerinnen und Bettlerinnen in die Lotterien setzen. Wie der Fluß dem Meere, strömen diese Aermsten dem Lotto zu, eine jede spart sich täglich einen Kreuzer am Brot, spart ihren Kindern das Salz oder die Kartoffeln ab, um bis Donnerstag das Sechserl voll zu haben und es in die Lotterie tragen zu können. „Die heilige Mutter Gottes sich' mir bei!“ flüstert sie und bekreuzt sich und betet hundert und aber hundert Mal. Verspricht ihr doch der Staat für ihr Sechserl hunderte, ja tausende von Gulden, ein ganzes Vermögen, den Wohlstand, die gesicherte Existenz der ganzen Familie, das Ende der Noth und der Ungewißheit, mit einem Worte: das Paradies auf Erden! Und was folgt daraus? Was Woche um Woche, Jahr um Jahr strömen diese Aermsten der Armen dem Lotto zu, strömen die Sechserl in die Staatskasse und bilden Millionen, und die Summe des Glucks, der getäuschten Hoffnungen, der armen Kindern abgesparten Brotkrumen, Holzscherte, Salz- und Kartoffelrationen wächst immer mehr, wächst bis zu unermesslicher Größe. Nun, was habe ich denn anderes gethan, als daß ich jenen Mädchen guten Dienst und leichte Arbeit versprach?“

Der Hauptmann schauderte bei diesem Vergleich.

„Weib!“ rief er, „der Satan redet aus Dir! Ueberlege doch, was Du sprichst!“

„Es scheint, mein Lieber, daß Du die Sache nicht überlegt hast!“ sprach Angela ruhig weiter. „Ich habe genug Zeit gehabt, alles zu überlegen. Uebrigens bin ich nicht die einzige und nicht die erste, die diesen Handel betreibt. Er wird heimlich seit vielen Jahren geführt. Du findest galizische Mädchen überall: in Indien und Egypten, in der Türkei und in Brasilien. Und wenn ich daran denke, in welchem Glend, in welcher Verkommenheit und Erniedrigung so manches dieser Mädchen hier sein Leben fristete, so dünkt es mich, daß sie nicht allzuviel bei dem Tausch verloren, ja recht oft sogar positiv dabei gewonnen haben. Glaubst Du wirklich, daß ich allen erst einreden mußte, daß ich sie in Dienst aufnehmen wollte? Die meisten sagten mir geradezu: „Und wenn Sie uns als Sklavinnen nach der Türkei bringen, wir würden Sie dafür segnen, wenn wir nur von hier fortkommen. Hier bleibt uns ja nichts anderes übrig, als ein Sprung ins Wasser oder die Schande, nur daß dieses letztere Mittel uns auch vor Hunger, Glend und Sklaverei nicht bewahren kann.“

Hier unterbrach Angela ihren Bericht. Eine sonderbare Unruhe malte sich in ihren Zügen, einige Minuten horchte sie aufmerksam nach dem Korridor hin, von dem her das Geräusch von Männertritten ertönte. Sie näherten sich der

Thür des Vorzimmers, doch dann entfernten sie sich wieder treppabwärts, Angela ging hinaus, schloß die Thür des Vorzimmers, kam dann wieder herein und setzte sich ihrem Manne gegenüber.

„Was soll ich länger über Dinge reden, die man nicht ungeheuer machen kann?“ sagte sie leichtsin, beinahe in heiterem Tone. „Ich will Dir lieber etwas anderes sagen. Reiche mir Deine Hand! So! Und nun die andere! Nun, siehst Du, ich weiß ja, daß wir scheiden müssen, für lange — vielleicht für sehr lange Zeit. Sei ein Mann! Denke daran, daß Du Kinder hast! Ja . . . kann . . . sie nicht länger . . .“

Ihre Stimme bebte, die Mundwinkel verzogen sich zum Weinen, und die Thränen stürzten ihr wieder aus den Augen. Doch sie bemerzte die Bewegung und ohne die Thränen abzuwischen, ihres Mannes Hände in den ihrigen festhaltend, sprach sie eilig weiter:

„Anton, denke an die Kinder! Ich habe sie erzogen, so gut ich es konnte, und ich denke, nicht gar so schlecht. . . Den Unfuh mit dem Revolver schlage Dir aus dem Sinn. Du hast kein Recht, an so etwas zu denken! Was mich betrifft . . . wenn Du je . . . meiner gedanken willst . . .“

Hestiges, lang unterdrücktes Schluchzen unterbrach ihre Worte. Wieder entquollen Thränen ihren Augen. Wie ein erschrecktes Kind schmiegte sie sich an die Brust ihres Mannes und läspelte abgerissene Worte:

„Anton! . . . Wenn Du mühtest! Du hast mich eine Glende geheißt! . . . Du sagst, daß ich kein Herz . . . kein Gewissen besitze! Du magst vielleicht Recht haben, aber nicht in allem — nicht in allem! Ich habe mein Gewissen erdrücken wollen, habe es aber doch nicht vollends zum Schweigen gebracht. Und wie ich jetzt leide! Ach! So sieh mich nur an! Habe ich's doch gesehen, wie Du vorhin beim Eintritt ins Zimmer vor meinem Anblick erschrakst. Wieviel habe ich seit gestern gelitten! Nicht nur Deinetwegen und der Kinder wegen, auch für Jene . . . O glaube mir, noch nie habe ich mich so tief verachtet, wie heute! Noch nie habe ich so tief mein Verbrechen, meine Feigheit empfunden! Denn es war nur Feigheit, nur die Furcht vor der Armut, vor dem Glend stießen mich auf diesen Weg der Erniedrigung, der Schmach. O heute, heute würde ich gern meinen Leib den fürchterlichsten Qualen unterwerfen, würde mein Blut, mein Leben darum geben, um ihnen zurückzuerstatten, was sie durch mich verloren!“

Der Hauptmann hörte diese abgerissenen, hastig hervorgestoßenen Worte, die bald von wilder Leidenschaft, bald von Verzweiflung und anfrichtigem Leid erfüllt waren, er hörte sie, und eine dunkle Wolke umdüsterte seine Stirn, ein bitteres Weh stieg in seinem Herzen auf. Er erkannte in diesen Worten die frühere Angela, seine vor kurzem noch heiß geliebte Angela, gleichzeitig stieß ihn eine unsichtbare, unerbittliche Hand von ihr fort, und eine geheimnißvolle Stimme rief in seiner Seele: „Zu spät, zu spät! Nun ist alles verloren!“

In diesem Augenblick wurde an der Thürkante im Vorzimmer gedrückt, und gleich darauf riß jemand an der Glocke. Angela erbebte, sprang empor und flüsterte:

„Ha! Sie kommen schon!“

„Wer?“

„Die Polizei. Ich fühle, daß sie es sind.“

„Nein, fürchte nicht! Sie werden nicht so bald kommen.“

Der Polizeirevisor versprach mir . . .“

„Hirsch? O, wenn der die Angelegenheit in Händen hat, so bin ich sicher, daß sie es sind. So leb' denn wohl! Denk' an die Kinder, Anton! . . . Und in Gegenwart der Polizeikente verhalte Dich neutral, ruhig, verstehst Du . . . Das Uebrige überlasse mir.“

Und die rechte Hand um seinen Hals schlingend, drückte sie einen langen, innigen Kuß auf seine Lippen.

Die Glocke ertönte neuerdings.

„Nun geh', geh' und öffne“ — sagte Angela — „sonst reißen sie den Draht entzwei! Geh!“

Mechanisch erhob sich der Hauptmann und ging ins Vorzimmer. Er schob den Riegel weg und öffnete die Thür. Vor der Thür stand ein Polizeikommissar in Uniform und Säbel. Neben ihm Hirsch und ein zweiter Polizeirevisor und hinter ihnen die Mädchen, die er bereits gesehen.

Beim Eintreten salutirte der Kommissar vor dem Hauptmann. Die übrige Gesellschaft trat ebenfalls ein.

„Herr Hauptmann entschuldigen wohl,“ sprach der Kommissar — „wir haben hier eine kleine amtliche Thätigkeit vorzunehmen.“

„Bitte, womit kann ich dienen?“ fragte der Hauptmann. „Wohnt hier die Frau . . . die Frau —“ hier zog er ein Notizbuch aus der Tasche und blickte hinein — „Angela Angarowicz?“

„Ja wohl; es ist meine Frau.“

„Können wir sie sehen?“

„Zu welchem Zweck, wenn man fragen darf?“

„Um sie mit diesen Damen hier zu konfrontiren und eventuell auch zu verhören.“

„Was läßt sich thun?“ sagte der Hauptmann. „Wenn Herr Kommissar einen solchen Befehl haben . . .“

„O ja, natürlich, bitte sich zu überzeugen,“ sagte der Kommissar eilig und zeigte dem Hauptmann den Auftrag mit der Unterschrift des Polizeidirektors.

„Ich bitte also!“ sagte der Hauptmann und öffnete die Thür des Salons.

In diesem Augenblick drang aus dem nächst dem Salon gelegenen Zimmer ein schwacher Knall, als wenn jemand mit einem scharfen Gegenstand an einen Eichentisch geschlagen hätte.

Ein unwillkürlicher Schreckensruf entrang sich dem Munde des Hauptmanns. Er erkannte den Knall, und die ganze Bedeutung des unlängst stattgehabten Gesprächs mit Angela stand ihm nun in ihrer furchtbaren Wichtigkeit klar vor den Augen. Ohne die verhafteten Gäste mehr zu beachten, eilte er schnell nach jenem Zimmer. Der Kommissar und alle Anwesenden gingen ihm nach.

Kein schrecklicher Anblick bot sich ihnen dar. Auf dem Sopha, das im Winkel des Zimmers stand, lehnte ruhig Angela. Sie erhob sich nicht bei ihrem Eintritt. Ihr Kopf war leicht zur Seite geneigt und ruhte am Polster des kleinen mit rothem Nipstoff überzogenen Sophas. Man hätte denken können, daß sie schlafe, wären nicht die weit offenen, verglasten Augen und die halbgeöffneten Lippen gewesen, auf denen, wie es schien, soeben erst ein Ausruf der Angst oder der Verzweiflung erstorben war.

Der Hauptmann stürzte auf sie zu, er hob ihren Kopf in die Höhe und bemerkte erst jetzt in der linken Schläfe eine kleine Oeffnung, aus der Blut floß, vermengt mit einem weißlichen Stoffe. Der Revolver lag auf dem Sopha, von den Falten ihres Kleides bedeckt. Es unterlag keinem Zweifel, daß Angela bis zum letzten Augenblick ihre Geistesgegenwart und ihre feste Hand behalten hatte, denn der Schuß war zielgerecht und hatte in einem einzigen Moment ihrem Leben ein Ende gemacht. — —

(Nachdruck verboten)

Regenwetter.

Aus dem Dänischen des Gustav Wied.

Marie trug den Kaffee ins Wohnzimmer.

Draußen sickerte der Regen wie fetter Firnis von den Balken der Veranda herab und troff schwer von den blätterlosen Stengeln des wilden Weines. Dick und erboht saßen die Spahnen unter den Balken und stritten sich. Und drüben im Branuhause prügelte die Frau des Meiereipächters ihre Kinder, weil sie vergessen hatten, ihre Füße an der Fußmatte abzuwischen.

„Gott im Himmel!“ sagte der Alte, der sich im Lehnstuhl reckte, „Gott im Himmel, welch' eine Rasse!“

„Gott im Himmel,“ jammerte die Mutter, die umher trippelte und Sahne in die Kaffeetassen goß, „Gott im Himmel, meine große Wäsche!“

„Du, Vater,“ sagte der kleine Mogens, der am Fenster stand und mit drei Korken und einem rothbunten Holzschuh spielte.

„Du, Vater!“ sagte er, „aber tenn wachsen tie Tartoffeln!“ Er nickte tief sinnig und blickte in den Garten hinaus.

„Ach ja ja ja!“ gähnte der Alte, so anhaltend, daß es in den Mundwinkeln krachte.

„Komm nun!“ rief die Mutter und schritt voran, eine Kaffeetasse in jeder Hand.

Und dann gingen die beiden Alten ins Nebenzimmer, um die Buttermilchsuppe und die Butt mitsammt der Butter- und Peterfiliensaunce zu verdauen.

„Geh hinaus und hilf Marie beim Geschirrabwaschen!“ sagte sie zu Mogens.

Und Mogens verließ seinen Holzschuh und seine Korken und ging hinaus, um Marie beim Abwaschen des Geschirres behilflich zu sein.

Und es ward ganz stille im Zimmer.

Aber draußen sickerte und sickerte der Regen herab, und die

Tropfen spielten Wassermelodien in der Dachrinne! Klitsch — klatsch, klitsch, klatsch! sagten sie.

„Ach Gott ja,“ seufzte ich und starrte zur Zimmerdecke empor. „Aber tenn wachsen ja tie Tartoffeln!“

Es regte sich etwas drüben auf dem Sopha.

Das war der Besitzer, mein Wirth, der sich auf die Seite legte, weil er genug davon hatte, „auf dem Rücken zu stehen“, wie er sich ausdrückte. Daraus sprach er mit dumpfer Stimme:

„Es giebt Tage im menschlichen Leben, lieber Freund, wo man das Bedürfnis hat, sich unmanierlich zu bezeigen.“

„Ja, die giebt es!“ sagte ich. „Haben Sie übrigens etwas im Hause?“

„Kognak, Portwein und Schwedischen Punsch!“

„Gute Waare?“

„Prima Waare!“

„Her damit!“

„Wollen Sie wirklich?“ fragte er ganz ermuntert und erhob sich halb auf dem Ellenbogen. „Sie vertragen doch sonst nichts, Sie Schwächling!“

„Nur her mit der Waare!“ sagte ich. „Ich ziehe alles mögliche dem jetzigen Zustand vor.“

Er erhob sich eilig und schritt auf einen kleinen Eschschrank zu. „Was wollen Sie trinken?“ fragte er.

„Alle drei Sachen,“ sagte ich.

„Das ist recht,“ nickte er freudig. „Bei solchem Wetter weiß man wahrhaftig nicht, was am besten ist! . . . Sie sind übrigens ein netter Mensch,“ fuhr er darauf fort — „man muß Sie nur etwas näher kennen lernen.“

Ich erhob mich und legte die auf dem Tische liegenden Bücher bei seite. „Wir spielen wohl Schach dazu?“

„Jawohl!“ lächelte er; denn das gefiel ihm. „Die Welt ist im Grunde gar nicht so verkehrt,“ meinte er nach einer Weile, „wenn man sie nur richtig anzupacken versteht! . . . Hier sind die Spirituosen!“

Und er stellte drei Flaschen und sechs Gläser auf den Tisch. Zwei große Gläser für den Punsch, zwei kleinere für den Portwein und zwei noch kleinere für den Kognak.

„Den Kaffee müssen wir wahrlich auch hierher bekommen.“

„Und die Zigarren!“

„Und die Zigarren? Ja! Die können hier laus dem Stuhl stehen.“

Inzwischen hatte ich die Figuren auf das Brett gestellt. „Ich bin's, der anfängt,“ sagte ich. „Ich verlor gestern.“ (Ich verlor übrigens immer.)

„Erst ein Gläschen!“ sagte er, „das hebt den Kredit.“

Und wir stießen mit den Kognakgläsern an.

„Was wollte denn der alte Peter Weber heute morgen von Ihnen?“ fragte ich.

„Er wollte meinen Stier einen oder zwei Tage leihen . . . Achten Sie auf Ihren Springer!“

„Kann der auch ausgeliehen werden?“ fragte ich und brachte meinen Springer in Sicherheit.

„Ja, zum Kukul, hier auf dem Lande sind wir gefällige Leute. Profit!“

„Profit! Das ist ein auszeichneter Portwein! Wir fahren also morgen nach Desterfonggaard, nicht wahr?“

„Nicht bei solchem Wetter. Schach!“ sagte er plötzlich und nahm einen seiner eigenen Bayern mit meinem Läufer.

„Schon?“ fragte ich und tupfte ihm mit meinem Finger auf die Stirn.

„Ach Unsinn, kommen Sie mir doch nicht damit! Es war nur ein falscher Zug. Wollen wir mal den Punsch versuchen?“

Und wir versuchten den Punsch.

„Hätten wir nur ein paar Mägdelein, um uns einzuschenten!“ sagte ich.

„Mägdelein?“ seufzte mein Wirth. „Ach, Gott steh' uns bei! Ich habe meiner Seel während der letzten zwei Jahre kein Frauenzimmer gesehen! . . . Sie sollen ziehen!“

„Vortrefflicher Portwein!“ sagte ich und schenkte ein.

„Nein, aber damals, als ich die landwirthschaftliche Hochschule besuchte!“ nickte mein Wirth und schnalzte mit der Zunge.

„Schach!“ sagte ich.

„Was Teufel, jeht gift es wohl!“ sagte er und nahm meinen einen Thurm.

„Das ist kein Spiel!“ brauste ich auf.

„Selbstverständlich!“

„Sie schlachten ja!“

„Sonst müßte ich doch ein Idiot sein!“

„Ja, aber das ist kein Spiel!“

„Unsinn! Nun, ziehen Sie nur!“

„Ja, aber ich muß erst feststellen, daß dies kein Spiel ist! . . . Kann ich eine Zigarre nehmen?“

„Nehmen Sie! Achten Sie aber auf den Springer da!“

„Ja, aber das ist kein Spiel!“ sagte ich.

„Ach, dummes Zeug! Natürlich ist es ein Spiel! Jeder erspäht seinen Vortheil. Darf ich mit Ihnen anstoßen?“

„Was wollen Sie?“ fragte ich mürrisch.

„Kognak!“

Und dann stießen wir wieder mit den Kognakgläsern an.

„Mir scheint, der Himmel beginnt sich aufzulären,“ sagte der Landmann und blickte zum Fenster hinaus.

„Schach!“ meldete ich.
 „Sind Sie schon wieder da?“
 „Das ist wahrhaftig matt!“ sagte ich triumphirend, ich entdeckte es jetzt erst — „das ist meiner Tren matt.“
 „Ja, meiner Seel!“ sagte der Landmann, „so ist es! Ich komme Ihnen einen Hochachtungsschuck!“
 Und wir stießen mit den Portweingläsern an.
 „Noch einmal!“ sagte er und placirte von neuem sein Geer.
 „Woher beziehen Sie Ihren Punsch?“ fragte ich und leerte das Glas.
 „Von Frölund u. Co.“
 „Er ist gut!“
 „Das ist auch Ausstellungspunsch . . . Schach!“
 „Nicht so hitzig, alter Agrarier!“ sagte ich und zog. — Wie heißt Müller Christiansens Tochter hier oben in Swendmarke?“
 „Mariane. Ein schwungvolles Madel, he! . . . Schach und Thurm!“
 „Reizend, ja! Und was für 'n Paar Beine . . .“ Da slog der Springer!
 „Nennen Sie das Spiel, Verehrtester?“
 „Sie selber haben es mich gelehrt . . .“
 „Nochmal's Schach denn, zum Teufel! . . . Nun scheint, meiner Seel, die Sonne!“
 Und mein Wirth zeigte über seine Schulter auf die Veranda hinaus, wo an den Zweigen des wilden Weines die Regentropfen in rothen, blauen und gelben Farben schillerten, während die Spagen fröhlich dazu schrieten.
 „Ja,“ sagte ich, „ein Hoch der Sonne!“ Und dann stießen wir mit den Kaffeetassen an.
 „Jetzt muß ich mir eine Zigarre anstecken,“ sagte der Wirth.
 „Per Dampf geht's immer besser.“
 „Da haben Sie recht,“ sagte ich, „Königin!“
 „Hah — hah! Nur immer ruhig Blut!“
 „Schach und Königin!“
 „Das nennt man aber „Schwein“ haben. Teufel auch, wie Sie heute spielen, Gevatter!“
 „Es ist unglücklich heiß hier!“ sagte ich und trank meinen Kognak.
 „Darf ich mit Ihnen anstoßen?“ sagte der Landmann und füllte sein Glas.
 Und dann stießen wir mit den Kognakgläsern an.
 „Also gestern erhielt ich die Rosen von Ro:ör — nicht er — Her Majesty, Gloire de Dijon und Maréchal Niel.“
 „Matt!“ meldete ich triumphirend, „wieder matt!“
 „Zum Teufel auch!“
 „Ja bitte, sehen Sie nur!“
 „Sie flößen mir die größte Hochachtung ein! Wollen Sie mir gestatten, ein Glas mit Ihnen zu leeren?“
 Und dann stießen wir mit den Portweingläsern an.
 „Wo haben Sie hauptsächlich die Rosen hingepflanzt?“
 „Gepflanzt? Ich habe sie überhaupt noch nicht gepflanzt . . .“
 „Wollen wir . . . lassen Sie uns . . . sollen wir nicht . . .“
 begann ich, hatte aber keine Ahnung von der Fortsetzung.
 „Machen wir das,“ sagte der Landmann energisch.
 „Warum sollten wir das auch nicht machen? Wir können es doch!“
 „Natürlich können wir es!“
 „Prost, Alter!“
 „Prost!“ sagte er, „Prost — und — und!“
 „Wo zum Teufel mag der Regen geblieben sein!“ sagte ich, und ging hin und öffnete ein Fenster, um ihn zu suchen.
 „Der ist wieder zu seiner Mutter getrocknet.“
 „Schach!“ sagte ich, „Sie wurden ganz ruhig zweimal schachmatt, alter Viehzüchter!“
 „Ich blase drauf!“ sagte er und schlang einen Arm um meinen Hals — „denn ich mag Sie sehr gerne leiden!“
 „Ich habe Sie auch sehr gern,“ sagte ich gerührt — „wirklich sehr gern!“
 „Wollen Sie mein Freund sein?“
 „Das will ich!“
 „Und nichts soll uns trennen.“
 „Nichts!“ sagte ich.
 „Und jetzt gehe ich hin und hohle einen Spaten.“ nickte mein Wirth, „und dann pflanzen wir die Rosen . . .“
 „Ja, dann pflanzen wir die Rosen,“ sagte ich. — „Gott im Himmel, wie wir sie pflanzen, anzu, pflanzen wollen . . .“
 Und der Landmann ging.
 Und während ich dann draußen auf der Veranda saß und ihn erwartete — denn plötzlich befand ich mich draußen — schien die Sonne, und die Spagen sangen wie Drosseln und Nachtigallen, und der Weinstock grünte und trug große, rothblaue Trauben. . . .
 Aber das Merkwürdigste von allem war doch, das die Mähle in Swendmark acht Flügel hatte; denn vor dem Frühstück waren es nur vier gewesen.

Kleines Feuilleton.

s—d. Nächstenliebe. „Ach, Sie sind's, Frau Geride?“ Na, denn warten Sie man ein bißchen.“ Frau Geride erkannte an der breiten Stimme den Pfandleiher Holz. Er sprach sehr undeutlich.

*) Dänische Nebenart.

wie wenn er den Mund vollgestopft hätte. Sie konnte ihn nicht durch die Thürspalte sehen. Aber ein schmeichlerischer Geruch von frisch gebratenem Fleisch und zerschmolzener Butter zog herein — Holzs's Frühstück. Andächtige Stille herrschte, nur ab und zu klapperte ein Messer auf einem Teller.

Frau Geride stützte sich mit den Ellbogen auf den Backen, den sie auf den Ledertisch gelegt hatte. Dann kniff sie die Augen zusammen. Wie die schmerzten, von dem Räsen bis in die Dunkelheit hinein. Ein Schauer durchschüttelte sie von unten herauf, von den Schuhen, die den Straßenschmutz durchließen. Und von oben dieser Regen, dieser unaufhörliche, alles durchdringende Regen. Hinter ihr ging die Thür. Sie sah auf. Ein junges Mädchen mit hochbehebtem Hut und grossem, rauschendem Kleide kam herein. Es zog aus einer kleinen Ledertasche eine goldene Herrenuhr mit Kette und mehrere Ringe. Auch ihre eigene Uhr nestelte sie los und legte sie zu den anderen Goldsachen. Inzwischen kam Holz herein. Er kante noch mit beiden Backen, als er freundlich „Guten Tag!“ sagte. „n Augenblick!“ meinte er zu Frau Geride und wendete sich, die Jacke über seinem Hemd zuknöpfend, an das junge Mädchen. Er trat mit den Goldsachen an das Fenster, das in seiner unteren Hälfte mit einer blauen, weißbeschriebenen Gaze verhüllt war. Nachdem er die Schmuckstücke geprüft hatte, bot er dem Mädchen zweihundert Mark.

„Zweihundertfünfzig muß ich mindestens haben,“ lönte es zurück.

Er verzog sein plattes, fettes Gesicht: „n bißchen viel!“
 Das Mädchen zuckte mit dem Kopf. „n bißchen viel!“ wiederholte er, stellte sich dann aber an sein Schreibpult, um einen Schein nach dem Steuerzettel auszustellen, den ihm das Mädchen reichte. Darauf zählte er das Geld aus, in blanken Goldstücken. Als das Mädchen gegangen war, blieb noch ein feiner Weichenduft zurück in dem Raume, der von Kampfergeruch und dem Dinst getragener Kleidungsstücke angefüllt war.

„Nu, was haben Sie denn?“ fragte Holz, sich an Frau Geride wendend.

„Aber Männer! Komm' doch erst herein und is fertig!“ rief eine rauhe Frauenstimme nebenan.

„Nee, nu bin ich schon mal hier!“ antwortete Holz. „Ich kann Sie doch nicht länger warten lassen,“ fügte er hinzu.

„Ach nee!“ sagte Frau Geride; „zu Hause warten meine Kleenen.“

„Aber Frau Geride! Was bringen Sie mir denn da wieder? Das nehme ich nicht mehr!“ — „Ich hole es doch am Sonnabend wieder!“ — „Nee, nee!“ — „Ich hab's doch nu schon zwee Jahr lang wiedergeholt. Meine Schwester kann ja sonst Sonntags nicht ausgehn.“ — „Nee, Frauensachen nehme ich überhaupt nicht mehr. . . Ich wees schon — das that ich damals bloß aus Mitleid.“ — „Aber Sie haben doch immer die schönen Zinsen dafür gekriegt; dreimal so viel, als das Kleid werth war.“ — „Ja, ja — na, ich werde Ihnen zwei Mark geben.“ — „Das letzte Mal hatte ich noch fünfse. — Und denn waren ooch erst die Feiertage. . . Geben Sie wenigstens drei Mark.“

„Nee, nu gar nicht! Wenn man so aus bloßer Nächstenliebe helfen will, und Sie sind so unvernünftig. . . Na, nu geben Sie schon her — zwei Mark, damit basta!“ —

— Zur Geschichte der Reibzündhölzer. Wie der „Prometheus“ mittheilt, schreibt Alexander v. Humboldt in seinem 1799 bei Friedrich Vieweg in Braunschweig erschienenen Buche: Ueber die unterirdischen Gasarten und Mittel, ihren Nachtheil zu vermindern: „Da die Gefahr, das gewöhnliche Geleuchte in matten Wettern zu verlöschen, eben so groß ist, als die Schwierigkeit, mit einem ordinären Feuerzeuge frisches Licht anzuschlagen, so erinnere ich noch an ein einfaches Mittel, selbst in sehr bösen Wettern Licht mit großer Geschwindigkeit zu entzünden, von dem ich mich längst gewundert habe, es noch nicht unter gebildeten Bergleuten in Uebung zu sehen. Ich meine den Phosphor, den man entweder in kleinen Stücken unter Wasser in einem Glase bei sich führen kann, oder von dem man, wenn er mit Kampfer zusammengeschmolzen wird, eine Masse erhält, die in einer blechernen Tüte oder Kapsel aufzubewahren ist, und die, sobald sie mit einem Schwefelhölzchen gerieben wird, dieses sehr schnell entzündet.“ —

Geographisches.

— Die lateinischen Seen, jene großen und interessanten Wasserbecken, von deren Tiefen- und Temperaturverhältnissen man bisher kaum eine bestimmte Kenntniß hatte, sind im vergangenen Jahre von dem römischen Geographen Agostini durch Auslothung zum ersten Male genauer erforscht worden. Nach einem vorläufigen Bericht in den „Bollet. d. Societa Geogr. ital.“ waren die Ergebnisse dieser Erforschung folgende: Die lateinischen Seen sind durchweg Kraterseen, deren Tefse im Verhältniß zur Größe der Oberfläche sehr gering ist, so besonders beim Volkener See, der unter die größten Seen Süd- und Mitteleuropas gehört und nur 146 Meter tief ist. Relativ und absolut am tiefsten ist der Albanersee mit einer Tiefe von 170 Meter, dessen Boden übrigens eine sehr merkwürdige Gestalt hat. Die eigentliche Bodenschiefe liegt nämlich bei 100—120 Meter Tiefe; in sie ist dann nochmal's eine kraterartige Grube von 50 Meter Tiefe eingesenkt. Die übrigen Seen, der See von Bracciano, von Vico, von Martignano, der Nemiser, der See von Mezzano und von Monterosi haben

folgende Tiefen: 160 Meter, 49 Meter, 54 Meter, 34 Meter, 31 und 8 Meter. Die in den Seen vorgenommenen Temperaturmessungen ergaben den gewöhnlichen Wärmezugang. Die sommerliche Erwärmung an der Oberfläche ist nicht besonders hoch, das Maximum beträgt 25 pCt., dagegen ist die herbliche Abkühlung rasch und sehr bedeutend. Die Springschicht ist überall im Herbst vorhanden, aber nicht so grell wie z. B. bei den Alpenseen, wo die nächtliche Abkühlung tiefgehender ist. Auch die Tiefemperaturen der erforschten Seen entsprachen der gewöhnlichen Vorstellung; sie betragen zwischen 7—8 Grad und waren von der Größe des Sees und der Meereshöhe abhängig. —

Anatomisches.

— f. Unterschiede des männlichen und weiblichen Schädels. Die interessante Frage, ob der Schädel des Mannes und Weibes einen ausgesprochenen Unterschied aufweist oder nicht, wird jetzt an der Hand einer Untersuchung von über 1000 männlichen und weiblichen Schädeln verschiedener Rassen von Dr. Bartels verneinend beantwortet. Ein durchgreifender Unterschied des männlichen und weiblichen Schädels ist nicht erkennbar. Es ist deshalb nicht möglich und wird wahrscheinlich niemals möglich sein, mit aller Sicherheit das Geschlecht eines Schädels zu bestimmen. Ein geübter Beobachter wird allerdings in vielen Fällen die Frage aus einer ganzen Reihe von häufig wiederkehrenden Zeichen richtig beantworten können. Der männliche Schädel ist im allgemeinen größer als der weibliche, das Gebiß ist beim Manne mächtiger, der Zahnbogen ist beim Manne mehr abgerundet, beim Weibe mehr zugespitzt. Beim Manne sind Stirn und Augenbrauenwülste stärker entwickelt als beim Weibe. Diese Punkte aber sind weder genügend noch immer ausgeprägt genug, sodas auch der geübteste Beobachter oft zweifelhaft bleibt. —

Medizinisches.

t. Die Pestgefahr von Mekka her wird in einem Artikel des „British Medical Journal“ mit großer Entschiedenheit betont. Zwar hat ein internationaler Gesundheitsrath in Konstantinopel einstimmig beschlossen, das in Mächtig auf die indische Pest allen aus Indien kommenden Mekka-Pilgern das Betreten türkischen Bodens zu verbieten sei. Es ist aber der große Uebelstand, das sogar der Sultan nicht im Stande ist, Wallfahrten zu verbieten zu können, und daher hat der genannte Beschluß auch nicht die Vollstreckung seitens des Padiſchah erhalten. In Egypten hat die Quarantäne-Behörde am 26. März den Beschluß gefaßt, das alle Vorsichtsmaßregeln bezüglich der Pestgefahr gegen alle Personen anzuwenden seien, die von Dscheddah kommen, aber auch dieser Beschluß wird wenig nützen, da der Khedive sich weigert, ein Verbot der Wallfahrten von Egypten nach Mekka zu erlassen, er hat sich aber immerhin bereit erklärt, die aus Mekka zurückkehrenden Pilger den Quarantäne-Vorschriften zwangsweise unterwerfen zu lassen. Inzwischen breitet sich die Pest in dem Hasenorte Dscheddah aus. Hatte der erste Bericht drei Todesfälle an der Pest gemeldet, so berichtet der zweite von elf weiteren Fällen, von denen sieben tödlich ausgingen. Diese Nachrichten sind nicht nur für die Türkei und Egypten, sondern für ganz Europa beunruhigend, zumal demnachst von neuem die Pilger nach Mekka zusammenströmen werden. Die wichtigste, aber auch die schwierigste Rolle bei der Bekämpfung dieser Gefahr liegt in den Händen Großbritanniens als desjenigen Staates, der die meisten Muhamedaner unter seinen Unterthanen zählt. Das die indische Regierung in diesem Jahre bezüglich der Pilgerfahrt nach Mekka beschließen wird, ist noch nicht anzugeben, muß aber von der höchsten Bedeutung sein. Vor allem müssen die religiösen Gefühle der indischen Unterthanen um so mehr geschont werden, als dieselben ohnehin bereits in einem Zustande hochgradiger Erregung sich befinden, die sich bei Zwangsmaßregeln zur Verhinderung der Wallfahrt leicht in einen offenen Aufruhr entladen könnte. Trotzdem muß die indische Regierung natürlich alles Mögliche thun, um eine Verbreitung der Pest in andere Länder zu verhüten. Diejenige Stelle, in deren Macht es allein gegeben wäre, die Pilgerfahrt nach Mekka für dieses Jahr zu verhindern und damit die Gefahr zu beseitigen, wird sich keinesfalls dazu herbeilassen: das sind die Oberhäupter der muhamedanischen Religion, die in den heiligen Städten Arabiens sitzen und von dem Zusammenfluß der Gläubigen aus allen Ländern nicht nur die Erfüllung des geheiligten Gebrauchs, sondern auch vor allem ihre Sinnnahmen erwarten. Wird die Pest in Dscheddah epidemisch, so müssen in jedem Falle sehr energische Maßregeln ergriffen werden. — Gleichzeitig meldet der in Paris erscheinende „Progress medical“, das ein pestverdächtiges Schiff, trotz Einspruch der Gesundheitsbeamten, in den Hasen der Insel Mauritius eingelaufen ist. Es herrscht unter der dortigen Bevölkerung infolge dessen eine begreifliche Erregung. Bevor das Schiff, welches aus Bombay kam, in den Hasen gelassen wurde, wurde der Gesundheitsbeamte benachrichtigt, das einer der Matrosen an den Drüsen litt, was der Kapitän jedoch als unbedeutend hinstellte. Der Arzt fand Beulen in der Leistengegend und in den Achselhöhlen. Er verlangte sofort Untersuchung der ganzen Mannschaft und entdeckte bei 26 von 87 Mann Verhärtungen der Drüsen an denselben Stellen. Die Quarantäne-Behörde erklärte einstimmig, das der Dampfer in Quarantäne bleiben müßte, trotzdem ließ ihn die Regierung der Insel in den Hasen einlaufen. —

Mineralogisches.

io. Ein neues Mineral aus dem Beltrann. E. Weinschenk aus München beschreibt in den „Mineralogischen Mittheilungen“ ein bisher unbekanntes Mineral, das er in einem südamerikanischen Meteor entdeckte. In diesem Stein fiel dem Forscher eine kleine runde Ausscheidung auf. Dieselbe erinnerte am meisten an den sogenannten Eufrit, eine meteorische Masse, die aus einem kalkreichen Feldspat und Augit zusammengesetzt ist und sich auch in manchen vulkanischen Gesteinen irdischer Entstehung findet, z. B. in einem auf Island vorhandenen Lavaström. Weinschenk fertigte von dieser Ausscheidung des amerikanischen Meteorsteines einen Dünnschliff an, bei dessen Untersuchung unter dem Mikroskope er eine Zusammensetzung aus vier durcheinander liegenden Feldspatarten und einem anderen Mineral feststellte, das Ähnlichkeit mit Augit zeigte, letzteres bildete ziemlich große wie zerhackten aussehende Körner. Auch die Farbe des Minerals ähnelte der des Augit, dieses überaus häufigen Minerals, das einen besonders großen Antheil an der Zusammensetzung von fast allen vulkanischen Gesteinen der Erde nimmt. Andererseits zeigten sich so deutliche Unterschiede von diesem Mineral, das es als zweifellos erscheinen mußte, das hier ein bisher unbekanntes Mineral entdeckt worden war. Wahrscheinlich kommt dasselbe in jenen, als Eufrit bezeichneten Meteoriten ebenfalls vor, da diese aber überaus selten sind, so wird es schwer halten, eine genügende Menge des neuen Minerals zusammenzubringen, um eine genaue Bestimmung desselben vornehmen zu können. —

Humoristisches.

— Kinder mund. „Dr. Mama, wer legt eigentlich die Eier?“ — „Die Hühner, mein Junge.“ — „Der Hahn nicht?“ — „Nein, Karl, der Hahn legt keine Eier.“ — „So!? Will er nicht, oder kann er nicht?“ —
— In der Rechenstunde. Lehrer: Ein reicher Mann hinterläßt bei seinem Tode 200 000 M. und zwar: Ein Fünftel seinem Sohne, ein Sechstel der Tochter, ein Siebentel seiner Frau, ein Achtel seinem Bruder und den Rest einer milden Stiftung. Was hat jeder der Erben? — Schüler: Einen Rechtsanwalt! —
— Uebertrumpft. Erster Fabrikant: „Meine Geldkassellen haben die Feuerprobe bestanden. Wenig that ich ein lebendes Huhn hinein, stellte die Kaffeete auf Feuer, und sie widerstand, bis das Huhn gebraten war.“ —
Zweiter Fabrikant: „Das ist gar nichts. Ich that in die meininge auch ein lebendes Huhn, stellte sie mehrere Stunden auf Feuer, und als ich das Huhn herausnahm, war es erstickt.“ — („Jugend“).

Vermischtes vom Tage.

Ein Fleischermeister in Dohs bei Döbeln vergriff sich, als er vor dem Schlafengehen einen Schluck nehmen wollte, in der Flasche und nahm Salzsäure. Er starb wenige Stunden darauf. —
— Der kleine Sohn eines Hausbesizers in Myslowitz wurde durch siedend heißen Kaffee so stark verbrüht, das er an den Verletzungen starb. Er war seinem Vater freudig entgegen gelaufen und hatte ihn zum Stolpern gebracht, als er, von der Arbeit heimgekehrt, den Kaffee von der Feuerplatte nahm. —
— In Eisenach explodirte eine Kohlenensäureflasche auf einem Bierwagen. Der Fahrer wurde von einer eisernen Stange getroffen und getödtet. —
y. Bei einer heftigen Gasexplosion in einer Druckerei in Löbau bei Dresden wurden am Dienstag vier Arbeiter, zum theil schwer verletzt. —
— In Kößlar (Bayern) hat eine Schreinerfrau in einem Anfall von Geistesgestörtheit am Mittwoch früh ihren Mann und drei Kinder durch Weibhiebe lebensgefährlich verletzt und das jüngste Kind getödtet. —
— In der Ortschaft Dndnia in Galizien erstach ein Gutsverwalter einen Probst, als dieser sich zum Gottesdienste begeben wollte, und kurz darauf auch seine Frau mit einem Stiele. Zwei Wochen vorher hatte er die Scheidungsfrage eingereicht. —
— In Brösapat (Siebenbürgen) wurden in dem Goldbergwerk infolge des Bruchs einer Schleuse alle vierzig Pochwerke unter Wasser gesetzt. —
— In Gradisca wurden am Dienstag heftige Erdstöße verspürt. —
— In Tangarog am Afrikanischen Meer kam bei dem Brande eines Wohnhauses eine ganze Familie von 6 Personen in den Flammen um. —
— Im Jahre 1897 sind in Frankreich vom Staate 37 382 795 Kilo Tabak verarbeitet worden. Dafür wurden 395 Millionen Franks einliefert, 1 1/2 Millionen für 142 000 Kilo mehr als im Jahre 1896. —
— Von der Pest. In Djeddah sind seit dem 22. März 30 Personen an der Pest gestorben. In Bassora starb am Dienstag ein Matrose auf einem Schiff. — Hedſchas, Canton, Hongkong und Macao wurden von der italienischen Regierung für verseucht durch die Beulenpest erklärt.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 17. April.